

Einsichten von aussen – was den Unterschied macht

Hans-Jürg Käser



Einsichten von aussen – was den Unterschied macht

(1) Meine Vorrednerin und meine Vorredner haben uns aufgezeigt, wie sich die Allgemeine Ökologie an der Universität Bern entwickelte und was sie aus der Sicht der Beteiligten für Beiträge geleistet hat. Was ist meine Sicht, was kann ich dem Bild noch hinzufügen?

Ich habe eine Aussensicht beizusteuern – als Politiker im Kanton Bern, der Träger der Universität Bern ist. Aber ich stehe heute Abend nicht vor Ihnen, weil ich Regierungsrat bin, sondern weil ich Ende der 90er Jahre – damals Stadtpräsident von Langenthal – Gelegenheit hatte, die IKAÖ kennen zu lernen.

Ruth Kaufmann-Hayoz kam damals auf mich zu mit der Frage, ob Langenthal als kleine Stadt interessiert wäre, an einem internationalen Projekt teilzunehmen. Ich empfand diese Anfrage als Chance für eine kleine Stadt mit knapp 15'000 Einwohnern, die, im bernischen Oberaargau gelegen, manchmal den Eindruck hat, eher am Rande der kantonalen Aufmerksamkeit zu liegen. Wir packten diese Chance. Der Gemeinderat von Langenthal beschloss, sich am Projekt *«Entwicklung und Lernen in Lokalen Agenda 21-Prozessen durch grenzüberschreitende europäische Zusammenarbeit» (ELLA)* zu beteiligen. So hat die Zusammenarbeit zwischen Langenthal und der IKAÖ begonnen.

Dieses Projekt – ich gehe gleich nochmals kurz darauf ein – blieb nicht das einzige: es gab direkte und indirekte Fortsetzungen der Zusammenarbeit mit der IKAÖ, nicht nur mit Langenthal, sondern auch mit der Region Oberaargau. Und last but not least wurde ich auch Mitglied des Forums für Allgemeine Ökologie und konnte so in einem Gremium der Universität während einiger Jahre einen Beitrag zur Allgemeinen Ökologie leisten.

Ich habe also eine Aussensicht, aber ich bin – und das ist vielleicht typisch für die Allgemeine Ökologie und wie diese arbeitete – kein Aussenstehender geblieben: Vielmehr wurde ich zu einem Partner aus der Praxis, der zusammen mit der IKAÖ gemeinsame Projekte verfolgte, in denen beide Seiten voneinander profitierten.

(2) Das Projekt ELLA war eine mehrjährige Kooperation. Der Ideen- und Erfahrungsaustausch mit den Städten Lüneburg, Graz und Modena und mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern von Universitäten aus vier Ländern war hochinteressant. Die Workshops im Projekt ELLA mit politischen Vertreterinnen und Vertretern der anderen Städte und mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern waren für mich Highlights. Da haben wir alle in der Sache sehr stark profitiert – und meine Überzeugung, dass nachhaltige Politik ein Muss ist, wurde gestärkt und ist in viele meiner weiteren politischen Tätigkeiten und Engagements eingeflossen.

Durch die Kontakte mit den verschiedenen Behörden und den Expertinnen und Experten habe ich erfahren, wie unterschiedlich die Voraussetzungen sind, wie andere ihre Probleme angehen und wo sie Schwerpunkte setzen. Die Vergleiche zeigten mir, dass wir in der Schweiz, ob wir nun den Blick auf Langenthal und den Oberaargau, auf den ganzen Kanton Bern oder auf die nationale Ebene richten, hinsichtlich nachhaltiger Entwicklung gar nicht schlecht dastehen. Gleichzeitig verstehe ich das hohe Niveau, das wir in der Schweiz in Teilbereichen einer nachhaltigen Entwicklung erreicht haben, aber auch als Verpflichtung und Ansporn, uns weiter zu verbessern – und das gilt für mich auch heute noch, als Mitglied des Regierungsrats des Kantons Bern, der sich dazu verpflichtet hat, sich in allen Politik-Bereichen an den Grundsätzen einer nachhaltigen Entwicklung zu orientieren und diese zu fördern.

Nachhaltige Entwicklung, auch das wurde für mich deutlich, ist aber nicht allein durch die Politik erreichbar. Es braucht dazu auch eine enge Zusammenarbeit mit der Wissenschaft – mit einer Wissenschaft, die sich einlässt und ihre Fragen auch in der Region sucht und nicht nur weit weg, abgehoben oder in fernen Ländern.

(3) Wann funktioniert eine solche Zusammenarbeit Wissenschaft-Praxis? Meiner Erfahrung nach ist entscheidend, dass bei solchen Kooperationen die Interessen und Bedürfnisse offen auf den Tisch gelegt werden und die Rollen- und Aufgabenverteilung klar ist. Wenn bspw. jemand von der Universität Praxispartner für ein transdisziplinäres Forschungsvorhaben oder eine studentische Projektarbeit 'im Felde' sucht, tut sie gut daran, darauf zu achten, auch die Anliegen der Praxis

zu berücksichtigen – jedenfalls wenn es um mehr gehen soll als nur darum, diese zu 'beforschen' oder den Studierenden eine Spielwiese zu bieten.

Und umgekehrt ist es natürlich genau so: Wenn etwa Regierung und Verwaltung die Unterstützung der Universität suchen, um Vorhaben zur Förderung einer nachhaltigen Entwicklung zu lancieren, dann ist es von Vorteil, wenn die Motivation der wissenschaftlichen Seite über das Erbringen einer blossen 'Dienstleistung' hinaus geht. Dies darf ich dann erwarten, wenn ich von meiner Seite her die wissenschaftliche Neugier, die Erkenntnisinteressen meiner wissenschaftlichen Partner ernst nehme und diesen in der Zusammenarbeit Rechnung trage.

Dass es sich lohnt, diese Balance bewusst herzustellen, ist mir in den in Langenthal gemeinsam mit der IKAÖ durchgeführten Projekten immer wieder deutlich geworden. Die IKAÖ hat unsere Nachhaltigkeitsprojekte wissenschaftlich gestützt und zusammen mit allen Akteuren zu Ergebnissen führen helfen, die letztlich auf die Stadt Langenthal und ihre Bewohnerinnen und Bewohner positiv ausstrahlen. Gleichzeitig weiss ich, dass das Team der IKAÖ damals unter der Leitung von Ruth Kaufmann-Hayoz die Kooperationen für Lehre und Forschung gewinnbringend hat nutzen können.

(4) Ganz persönlich habe ich profitiert vom methodischen Ansatz der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der IKAÖ und vom enormen Wissen, welches – und das ist entscheidend – in einer für die Praxis aufbereiteten Form eingeflossen ist in unsere Nachhaltigkeitsprojekte. Besonders beeindruckt war ich von der Leistungsbereitschaft, von der Verlässlichkeit und von den laufend eingebrachten kritischen Fragestellungen, die alle Projekte auf ein hohes Niveau gebracht haben, das wir ohne Begleitung durch die IKAÖ wohl nicht erreicht hätten. Für mich bemerkenswert ist, dass dabei oftmals weniger im Vordergrund stand, Wissen zu dieser oder jener Frage zur Verfügung gestellt zu bekommen – extrem hilfreich war vielmehr ein grundlegendes Know-how, nämlich uns beim Klären von Argumentationen zu helfen, Alternativen zu zeigen, also, auf den Punkt gebracht, 'wissenschaftliche Denkart' in die praktische Diskussion einzubringen.

Ich bin sicher, dass diese Kontakte IKAÖ – Politik/Wirtschaft auch für die wissenschaftliche Seite sehr wertvoll waren.

Zum Ersten weil ja gerade die IKAÖ explizit diese Vernetzung und praktische Verankerung braucht, um die wissenschaftlichen Erkenntnisse zu spiegeln und in die Köpfe und die Herzen der Akteure zu pflanzen, die im Alltag ihren Teil beitragen können und sollen zu einer nachhaltigen Entwicklung. Dabei geht es eben auch um die Übersetzung schwieriger und oft nicht ganz einfach verständlicher wissenschaftlicher Erkenntnisse und Zusammenhänge in die nicht-wissenschaftliche Welt. Dies setzt voraus, dass die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auch bereit sind, sich mit lokalen Akteuren in deren Sprache zu verständigen und nicht nur auf die internationale Gemeinschaft und die englische Sprache zu setzen.

Zum Zweiten haben die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der IKAÖ immer betont, dass sie, um ihre transdisziplinäre Forschung voranbringen zu können, Akteure aus der Gesellschaft einbeziehen wollen, ja müssen. Ich bin deshalb nicht selber zum Forscher geworden, aber ich hatte die Möglichkeit, zur Formulierung von Forschungsfragen beizutragen, Hinweise zu geben, wer die relevanten Partner aus der Praxis für bestimmte Forschungsprojekte sein könnten etc. Wichtig ist, dass die wissenschaftliche Seite, wie im Falle der IKAÖ, die entsprechenden Prozesse der Zusammenarbeit kompetent anzuleiten und zu moderieren weiss, so dass die Zuständigkeiten klar bleiben und alle Beteiligten gerne ihre Beiträge zu einer gemeinsamen Sache leisten, ob es nun eher darum geht, dass ein Praxisprojekt wissenschaftliche Unterstützung erhält oder ein Forschungsprojekt in transdisziplinärer Weise angegangen wird.

Zum Dritten schliesslich ist auch an die Studierenden zu denken: Diese profitieren meiner Einschätzung nach enorm, wenn sie sich bereits während der Ausbildung an der Universität, im Rahmen von studentischen Projektarbeiten oder Praktika, mit der, wie es so schön heisst, 'Lebenswelt' auseinandersetzen können. Entscheidend dafür, dass dies gelingt, ist, dass die Studierenden nicht einfach auf die Praxis losgelassen werden, sondern – wie ich es bei den Studiengängen in Allgemeiner Ökologie stets erlebt habe – durch Dozierende begleitet werden, die wissen, was aus Sicht der Praxis geht und was nicht.

(5) Ich habe eingangs meines Referats auf den Wert einer kontinuierlichen Zusammenarbeit hingewiesen, wie ich sie erfahren durfte. Selbstverständlich müssen nicht alle Kontakte zwischen Wissenschaft und Praxis überdauern. Meiner Erfahrung nach gelingen Kooperationsprojekte aber dann besonders gut, werden richtig fruchtbar und erweisen sich, in einem alltagssprachlichen Sinn, als 'nachhaltig', wenn die Zusammenarbeit zwischen Akteuren aus der Wissenschaft und Akteuren aus der Gesellschaft über längere Zeit aufgebaut und gepflegt wird – so wie das eben zwischen der IKAÖ und Langenthal der Fall war.

Gute Kooperationen setzen Vertrauen voraus; dieses Vertrauen zu schaffen, verlangt eine Investition seitens der Beteiligten, und ob es entsteht, hängt von vielen Faktoren ab. Dazu gehört für mich, dass Wissen und Erfahrung aller wechselseitig anerkannt und in Wert gesetzt werden. Nicht zu unterschätzen und davon nicht trennbar ist natürlich auch, dass die 'persönliche Chemie' unter den Personen stimmt. Schliesslich müssen die Projekte aber auch in greifbare Resultate und Produkte für die Praxis münden.

Zwischen Langenthal und der IKAÖ war dieses Vertrauen da und die darauf aufbauenden Kooperationsprojekte führten immer zu sichtbaren Ergebnissen. Was mit ELLA begann, zog eine ganze Reihe von Projekten nach sich, deren Ergebnisse Stadt und Region zugutekommen und, so hoffe ich, sowohl in den Köpfen der Langenthaler und Oberaargauerinnen wie der Forscherinnen und Studenten der Allgemeinen Ökologie haften bleiben.

Dass ich immer von Langenthal spreche, liegt daran, dass ich diese Kooperation am besten kenne. Nebst Langenthal gab es, das weiss ich, eine ganze Reihe von Praxisakteuren, die Ähnliches erlebt haben.

(6) Ich komme zum Schluss – und damit dazu, was "den Unterschied macht". Mir geht es dabei um die besondere Qualität der Forschung und Lehre, wie sie in der Allgemeinen Ökologie an unserer Universität über einen langen Zeitraum hinweg – wir haben es vorhin gehört – aufgebaut und gepflegt wurde.

Auch wenn ich dem Forum für Allgemeine Ökologie ja nur während einer relativ kurzen Zeit, in den Jahren 2004 – 2006, angehörte, freute es

mich, als ausseruniversitäres Mitglied in einem Organ der Universität Bern zur weiteren Entwicklung der Allgemeinen Ökologie beizutragen. Ich war beeindruckt vom hohen Niveau der Diskussionen, aber auch vom Bestreben jedes Einzelnen, seine Ansichten ins Zentrum zu stellen. Etwas irritiert war ich, das gestehe ich freimütig, vom 'Gärtlidenken', das an der Universität weit herum grassiert: Am Beispiel der Diskussionen über die Allgemeine Ökologie habe ich hautnah erlebt, wie heterogen die Universität Bern zusammengesetzt ist, wie schwer es offensichtlich ist, Partikularinteressen hintanzustellen, sich auf Gemeinsamkeiten im Sinne der 'guten Sache' zu einigen und dann mit Nachdruck gemeinsam dafür einzustehen. Mir wurde plastisch vor Augen geführt, dass die Bearbeitung übergreifender Fragen nicht allein durch das Zusammenwirken von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die disziplinar und fakultär eingebunden sind, gesichert werden kann. Ergänzend dazu ist es offensichtlich nötig, dass für inter- und transdisziplinäre Forschung und Lehre eigene Einrichtungen in der Universität da sind, die über gute Leute, genügend Mittel und hinreichende Autonomie – auch gegenüber den Fakultäten – verfügen.

Die IKAÖ war zweifelsohne eine solche Stelle, zwischen den Fakultäten angesiedelt, mit einer eigenen Professur und mit dem doppelten Auftrag, eigenständige Forschung zu betreiben und gleichzeitig die Zusammenarbeit in der Universität zu fördern sowie Brücken zwischen Universität und Gesellschaft zu schlagen. Das Forum für Allgemeine Ökologie war dazu passend als Ort für den Dialog zu Fragen der Mensch/Umwelt-Beziehung im Kontext einer nachhaltigen Entwicklung gedacht, als Gremium für einen Dialog innerhalb der Universität wie auch an der Schnittstelle von Universität und Gesellschaft. Auch wenn das Forum sich immer sehr stark um strukturelle Fragen kümmern musste, soll diese Funktion des Austauschs und der Kooperationsförderung nicht aus dem Auge geraten.

Für mich stimmte dieses Modell einer gelebten interfakultären Struktur, wie ich sie erleben durfte, auch aus der Perspektive eines sogenannten "ausseruniversitären Mitglieds des Forums". Die Universität Bern hat sich nun, und das darf sie, mit dem Center for Development and Environment (CDE) für ein anderes Modell entschieden, wie wir heute gehört haben, das stärker auf die Fakultäten setzt.

Mir persönlich, als Politiker und Bürger, geht es nicht um die Frage, wie die Universität sich strukturell organisiert – die Universität ist hier mittlerweile aus guten Gründen autonom und soll das selbst entscheiden. Mir wichtig ist aber eine bestimmte Art und Weise, eine bestimmte Qualität der Lehre und Forschung, die ich von unserer Universität erwarte. Und *unsere* Universität, das ist sie immer noch, auch wenn wir mittlerweile in Strukturfragen seitens der Politik nicht mehr mitentscheiden. Diese Qualität möchte ich folgendermassen auf den Punkt bringen:

- Es braucht eine Stelle an der Universität, die diese Art von inter- und transdisziplinärer Forschung und Lehre als Hauptaufgabe hat, die also daran gemessen wird, ob sie erfolgreich über die Fachgrenzen hinweg und in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft arbeitet. Mir fällt nämlich auf, wie heute gerne betont wird, dass sich unterdessen im Grunde alle an der Universität Bern einer nachhaltigen Entwicklung widmen würden. Das möchte ich ja gerne glauben. Nur habe ich auch gelernt, dass an der Universität alle es verstehen, sich gut darzustellen. So ist z.B. nicht *mehr* Nachhaltige Entwicklung in den Studiengängen drin, wenn einfach Veranstaltungen, die es schon lange gibt, umetikettiert werden, aber keine Veränderung von Zielen und Inhalten erfolgt – sei es, weil vielleicht gar nicht gesehen wird, was eine solche Veränderung bringen würde, oder weil vielleicht nicht klar ist, wie eine solche Veränderung in der Lehre sinnvoll vorgenommen werden könnte.
- Vor allem aber braucht es Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die (a) das können, was nötig ist, die (b) diese Art von Forschung und Lehre als ihr Kerngeschäft betreiben dürfen und (c) für die dieser Weg auch attraktiv ist. Ich habe gelernt, dass dafür an einer Universität, wie dies an der IKAÖ realisiert wurde, die ganze Kette von Menschen auf den verschiedenen Qualifikationsstufen vorhanden sein muss: Eine Professur, die entsprechend umschrieben und dann mit jemanden besetzt wird, der oder die sowohl fähig als auch interessiert ist für die inter- und transdisziplinäre Arbeit. Dozierende, wissenschaftliche Mitarbeitende und Doktorandinnen und Doktoranden, die sich mit solchen übergreifenden Themen profilieren wollen. Und Studierende, denen mit einem attraktiven und anspruchsvollen Studienangebot der Rucksack gepackt wird für

ihre zukünftigen Tätigkeiten zugunsten einer Nachhaltigen Entwicklung, innerhalb und ausserhalb der Wissenschaft, und die die Botschaft weitertragen.

Ich bin gespannt, wie es weitergeht. Ich wünsche der Universität Bern, dass es ihr gelingt, an die Erfolgsgeschichte der Allgemeinen Ökologie anzuknüpfen – darüber werden Andere in 25 Jahren, vielleicht aber auch schon deutlich früher befinden. In meinen Wunsch mischt sich aber auch ein gewisses Bedauern, wenn ich aus dem 'Feuerwerk IKAÖ' sehe, dass die Universität Bern mit der Schliessung der IKAÖ auch entschieden hat, auf eine ganze Reihe von Menschen, Themen und Know-how zu verzichten. Mich tröstet, dass die Schweiz klein genug ist, so dass Kooperationen mit den Personen, die aus der Universität Bern ausscheiden, weiterhin möglich sind. In diesem Sinne wünsche ich allen, die 'den Unterschied machen', alles Gute, ob sie nun an der Universität Bern bleiben oder zu neuen Ufern aufbrechen.

